



INFECTION



Triggerwarnung:

Dieses Buch enthält explizite Gewaltdarstellungen, darunter Mord, Folter und medizinische Experimente. Blut und körperliche Verletzungen werden detailliert beschrieben, ebenso Zwang und Gefangenschaft. Einzelne Szenen schildern Gewalt aus Täterperspektive, teils ohne moralische Distanzierung. Familiäre Beziehungen sind streckenweise von emotionalem und körperlichem Machtmissbrauch geprägt.





Teil 1:
2016-2024





Kapitel 1

ERSTE ERINNERUNGEN

†~RUTH~†
‡~April 2016~‡

Meine Schritte erschwerten sich durch den Matsch. Der Regen in den letzten Tagen hatte den Boden komplett aufgeweicht. Die Pfützen bildeten kleinere Seen, die bergab flossen. Ebenso umhüllte mich der erdige Geruch. Einzelne Tropfen fielen von den Baumkronen auf meinen Helm. Bis auf die Grillen und vereinzelte Eulen war es absolut still. Der Wind blies sanft durch die Bäume, sodass die Blätter raschelten.

Es hatte etwas Beruhigendes an sich, was ich lange nicht mehr empfunden hatte. Trotz der Tatsache, weswegen wir hier waren.

Die anderen aus meinem Team marschierten weiter, während ich mich zurückfallen ließ.

Nur ein wenig.

„Warum suchen wir ihn überhaupt noch?“, brummte ich über Funk.

„Der Befehl lautet, ihn tot oder lebendig in die Zentrale zu bringen“, antwortete Alex und setzte einen drauf: „Tot wäre sowieso für alle besser.“

Ich schnaubte und ignorierte die folgenden Kommentare der



anderen.

Allmählich wurde es stiller. Die Grillen hatten aufgehört zu zirpen. Immer näher kam ich an eine kleine Lichtung und war froh, den härteren Boden unter den Füßen zu spüren. Ebenso brachte es mir ein Lächeln über die Lippen, als ich den Schein des Mondes erblicken konnte.

Die Stimmen der anderen brachen ab. Sie waren außerhalb meiner Funkreichweite. Ich blickte in die Richtung, wo ich sie zuletzt gesehen hatte, und setzte an ihnen nachzulaufen, doch ich blieb stehen.

Vielleicht erwische ich den Strigoi vor ihnen? Es war leichtsinnig von mir, mich von der Gruppe zu trennen, aber ich nahm das Risiko in Kauf.

Ich überblickte die Lichtung und atmete tief ein. In meinem Kopf ging ich die Route noch mal Revue.

Die V.H.O. hatte eine Versammlung der Strigoi gestürmt. Wir sollten einen von ihnen verfolgen und kamen von Südwest. Er floh Richtung Nordost. *Dort geht es zur Stadt zurück.* Aber es wäre zu weit weg. Das Team würde ihn einholen und-

Schüsse. *Östlich. Dann könnte ...*

Ich duckte mich und starrte den leichten Hang hinunter und wartete.

Das Team dürfte nicht als zu weit von mir entfernt gewesen sein. Der Knall war noch relativ laut. Warum konnte ich sie dann nicht mehr hören?

Ich seufzte.

Ich wünschte mir mehr Ruhe von dem Ganzen, der V.H.O., den verletzten Soldaten und von den Missionen, die widerwärtiger wurden als die davor.



Und irgendwie fühlte ich mich damit allein in der Organisation.

Der Wind blies stärker und ließ meine Haare tanzen.

Die erste Mission des Monats; einen Strigoi verfolgen und einfangen.

So wie der Befehl an uns weitergegeben wurde, tendierte man ihn Tod einzufangen.

Ich war kein Freund davon. Mein Bauchgefühl auch nicht, ganz und gar nicht. Es wäre jedoch nicht das erste Mal, dass ich eher half, statt sie zu töten. Ob ich es vielleicht diesmal riskieren sollte?

In der Ferne erregte eine Silhouette einer Person meine Neugier.

Sie strauchelte.

Meine Vermutung bestätigte sich, als er in meine Richtung blickte und schneller wurde.

Ich raffte mich auf und lief ihm hinterher. Inständig hoffte ich, dass ich ihn vor den anderen antraf.

Er flüchtete in den Wald hinein und ich folgte ihm, bis hin zu einem Häuschen, das aussah wie eine alte Jagdhütte.

An der Hütte angekommen, ging ich vorsichtig näher. Meine Hoffnung, ihm womöglich helfen zu können, schwand nach jedem Schritt. Im Gegenzug stieg die Angst zu sterben. Immerhin war die Wahrscheinlichkeit hoch, dass er mir eine Falle stellte.

Die Tür stöhnte auf. Ich leuchtete in den Raum hinein und sah dreckige Matratzen, Müll und sonstige abgestandene Reste. Es roch modrig und nach Pisse. Aus der Ecke konnte ich das schwere Atmen hören. Ich richtete die Taschenlampe darauf und sah ihn halb in Ohnmacht dasitzend.



Er nahm mich dennoch wahr, wollte aufstehen, doch schaffte es nicht.

Ich ging langsam auf ihn zu, zog meinen Rucksack nach vorn, legte ihn auf die Seite und kniete mich vorsichtig zu Boden.

„Ich ... will dir helfen. Ich werde dir nichts antun“, sagte ich ihm und näherte mich seinem Bein, welches verletzt war. Die Taschenlampe richtete ich zur Decke, sodass ich wenigstens seine Verletzungen sehen konnte. Er regte sich nicht und beobachtete, was ich als Nächstes tat. Gänsehaut überkam mich und meine Nervosität stieg. Seine Iris loderte wie Feuer, während alles andere fast schon schwarz wirkte. *Eine hektische Bewegung und ich wäre sofort tot.*

Nahe genug war ich ihm.

Ich zog eine Schere aus meinem Rucksack, um den Stoff aufzuschneiden und mir die Wunde ansehen zu können. Er rührte sich nicht und sah mir nur zu.

Zwei Schusswunden hatten ihn humpeln lassen. Die Kugeln steckten noch im Fleisch, welches qualmte. Durch das Silber konnte er sich nicht heilen. Unter meinen Fingern spürte ich, wie das Gewebe zuckte. Ich zog den Rucksack zu mir, wühlte darin und fand die Ausrüstung.

Die Kugeln saßen tief. Es dauerte, bis ich sie herausnehmen konnte.

Anschließend stoppte ich die Blutung und verband die Wunden. Mir war klar, dass das unnötig war, aber es senkte meine Nervosität.

Ich schaute weiter auf und erkannte die nächste am Bauch. Näher herangerutscht, öffnete ich sein Hemd. Eine tiefe Schnittwunde durchzog ihn von den Rippen bis zum Rumpf. Außer-



dem schimmerten seine Adern am Brustkorb fast schwarz durch.
Er wurde vergiftet.

Es hatte seine Lungen erreicht. Das erklärte das schwere Atmen. Ich vergewisserte mich, ob er mich weiterhin anstarrte, aber er tat es nicht. Sein Gesichtsausdruck war starr und er konzentrierte sich auf etwas.

„Kommt jemand?“, fragte ich und dachte an die anderen. Sie suchten entweder weiter nach ihm oder fingen auch an, nach mir zu sehen.

Eines war klar, ich musste mich beeilen.

Als er stumm blieb, widmete ich mich wieder meiner Arbeit und bereitete mich für eine Blutabnahme vor, um das Gift zu neutralisieren.

Er griff mein Handgelenk, zog mich zu sich und packte daraufhin mein Nacken, und flüsterte mir zu: „So geht es doch viel schneller.“

Ich spürte, dass er an meinem Hals roch. Die Haare stellten sich auf und es lief mir kalt den Rücken hinunter. Ich zitterte und mein Puls stieg in die Höhe. Die Atmung wurde hektischer und ich merkte, dass ich hyperventilierte.

„Keine Sorge, es wird nicht lange dauern“, sagte er und biss zu.

Der Schmerz durchzog meine Muskeln, die sich verspannten und es verschlimmerten. Ich verfluchte mich selbst und gab mir die Schuld.

Für alles.

Obwohl es schwachsinnig war, grub es sich in mein Gedächtnis. Hätte ich auf meine Mutter hören sollen? Sie einfach als Infizierte abstempeln, die man beseitigen muss? Aber ... wieso? Wieso konnte ich es nie nachempfinden? Wieso kämpfte mein



Gefühl immer dagegen an? Jedes Mal fühlte ich es in mir, etwas, was mich dazu drängte, helfen zu wollen. Aber wohin hatte es geführt?

Zu meinen Tod.

Ich spürte, wie die Fingerspitzen kribbelten, die Arme und Beine die Kraft verloren, die Augenlider schwerer wurden und meine Konzentration nachließ.

Kurz vor der Ohnmacht stoppte er.

Er hielt inne und blickte irritiert zu mir.

Als meine Augen zufielen, bewegte er sich.

Mein Kopf dröhnte und ich konnte kaum auffassen, was geschah. Ich spürte nur, wie man hochhob und aus der Hütte trug.

Die Sicht verschlechterte sich und es drehte sich alles. Dennoch erkannte ich noch den Sternenhimmel, mit seinen hellen Pünktchen und dem großen schönen Mond, der so leuchtete, als wäre die Sonne aufgegangen. Benommen sah ich zu ihm und entdeckte eine kleine Locke in seinem Gesicht. Ich hatte den Drang sie wegzustreichen und kämmte sie mit meinen Fingern zur Seite. Er sah mich mit demselben Gesichtsausdruck, den er schon zuvor hatte, an und erhaschte ein kurzes Runzeln, ehe ich das Bewusstsein verlor.

Das war zumindest das Letzte, woran ich mich erinnern konnte, bevor ich in der Krankenstation aufwachte.

Mein Team fand mich bewusstlos auf der Lichtung, einige Meter von der Jagdhütte entfernt.

Warum brachte er mich dorthin, wo ich leichter zu finden war, und ließ mich nicht in der Hütte sterben? Es war seltsam. Auch



die Reaktionen der anderen und der Vorsitzenden. Man ging mit mir die üblichen Tests durch. Speichel und Bluttest, Temperaturmessung über Tage hinweg und die schlichte Beobachtung meiner Selbst.

Eine Krankenschwester gab mir die Info, dass die Ergebnisse negativ ausfielen. Aber etwas an ihr ließ mich runzeln. Ich konnte es nicht klar benennen. Ihr Verhalten wirkte ... abweisend?

Ich war knapp über einer Woche in diesem Einzelzimmer gefangen. Man ließ mich nicht hinaus, ehe die Ergebnisse kamen.

In dieser Zeit besuchte mich meine Mutter, Marie. Einer der fünf Vorsitzenden.

Und ich es hätte mir am Liebsten erspart.

Sie war wütend auf mich und enttäuscht von mir. Einerseits, dass ich am Leben gelassen wurde. Andererseits, dass ich unvorsichtig war. Wie sie es mir sagte, wusste ich nicht, was mich mehr schockierte und verletzte. Dass ich besser tot sein sollte oder dass ich mich habe erwischen lassen. Der Streit eskalierte dementsprechend und ich bekam ihre Hand zu spüren.

Es war das erste Mal, dass sie das tat. So entrüstet ebenso. Nicht einmal eine Entschuldigung kam. In dem Moment erkannte ich sie selbst nicht mehr wieder. Zwar war sie immer etwas ... impulsiv mir gegenüber, obwohl ich nie verstand weshalb, aber das war neu.

Nach dem ließ sie sich nicht mehr in der Station blicken. *Gut so.*

Ich fasste mir erneut an den Hals und spürte den Schmerz, der sich durch meine Muskeln zog. Das es so nachwirkte, kam mir ungewöhnlich vor. War es das schon immer?

Mein Kreislauf hatte sich in den letzten Tagen wieder



beruhigt, sodass ich endgültig gehen durfte.

Ich hob meinen Rucksack mit meinen Sachen auf die Schulter und verließ das Krankenzimmer.

Stille.

Der Flur war leer. Normalerweise liefen hier die Ärzte und Krankenschwestern hoch und runter. *Seltsam.*

Ich ging den Flur hinunter und hörte nichts außer einige der EKGs. Durch den Ausgang hindurch, befand ich mich im Gemeinschaftszentrum des Hauptgebäudes. Das Krankenhaus war am Gebäude der V.H.O. angeschlossen. Es ersparte uns die Umwege, die vor einigen Jahren noch lästig waren.

Die Abendsonne schien gerade durch die Dachfenster auf die bescheidenen Bäume ringsum den Brunnen, der mittig in der Halle platziert war. Ich schlenderte die Treppen hinunter, die gegenüber des Eingangs waren.

Es war recht friedlich heute, nicht viele waren hier. Als ich mich umsah, sah ich hauptsächlich Jünglinge herumlaufen. Ich fragte mich, ob sie etwas wussten, und hakte nach.

Einer von ihnen erzählte, dass es im Versammlungsraum in der ersten Etage eine Besprechung gebe für die höheren Rangmitglieder. Meine Pflicht wäre nun gewesen mich dazuzugesellen.

„Ich glaube, du solltest dich beeilen. Sie läuft schon seit einer halben Stunde“, meinte der Jüngling.

Ich schüttelte den Kopf und winkte ab: „Ich gehe nicht hin. Ich fahre heim.“

Er sah mich überrascht an.

„Ist das nicht-“

„Mir egal. Ich habe erstmal genug“, unterbrach ich ihn und verabschiedete mich.



Endlich aus dem Gebäude, wanderte ich durch die Straßen zum Bahnhof hin.

Meine Wohnung war in der anderen Stadt, eine halbe Stunde Fahrt mit dem Zug entfernt.

Direkt in der Nähe vom Hauptsitz der V.H.O. zu wohnen, konnte ich mir beim besten Willen nicht vorstellen.

Viele andere schon.

Einfach aus dem Grund, dass es bei ihnen keine Strigoi gab.

Ich wollte so weit weg von der Organisation wie nur möglich.

Als der Zug ankam, stieg ich ein. Jeder schaute entweder aus den Fenstern oder starrte auf sein Handy, nur die Älteren blickten voller Neugier auf, nachdem ich eintrat und mich auf einen freien Platz hinsetzte. Schnell steckte ich mir die Kopfhörer ein und verlor mich in der Musik.

In der nächsten Stadt angekommen eilte ich zur U-Bahn und fuhr mit der richtigen zwei Haltestellen weiter.

Die Sonnenstrahlen wärmten mich auf, als ich die Straße hinunterging zum Wohnblock. Das Wetter war noch schön und ich entschied mich, von daheim nur etwas mitzunehmen und zum alten Bahnhof zu gehen. *Vielleicht komme ich dort etwas besser runter.*

Also sprintete ich hinein in das Gebäude, in mein Apartment, und suchte die kleine Dose im Schrank auf. Selbst im geschlossenen Zustand roch es danach.

Der alte Bahnhof war nicht weit entfernt. Ich hatte ihn als Kind entdeckt, als ich mit meiner damaligen Freundin die Gegend erkundigte. Nach all den Jahren vermisste ich sie immer noch. Was aus ihr wurde?



Dort angekommen, schien die Sonne noch gut über den Dächern der alten Waggonen. Ich wanderte zu meinem, kletterte hinauf, nahm die Sachen heraus und drehte mir einen Joint.

Ich blickte zur Sonne, zündete ihn an, zog daran und ließ den Rauch in meine Lungen hinein. Es dauerte nicht lange bis meine Muskeln sich lockerten, der Schmerz am Hals tauber wurde und die Gedanken stiller wurden.

Ich wünschte, ich könnte alles stehen und liegen lassen; fortgehen, durch die Welt reisen, ohne Probleme.

Aber ich konnte nicht.

Seit klein auf war ich an dieses Leben angekettet.

Und ich kannte kein anderes.

Ich schloss die Augen, genoss die Wärme auf meiner Haut und die leichte Brise, die die Baumkronen zum Rascheln brachte. Es beruhigte mich und ließ mich förmlich schweben.

Ich stellte mir ein Leben ohne die Organisation, ohne meine Mutter vor und dachte an meinen Vater. Vor knappem zwei Monaten war sein Todestag. Er starb nach meiner Geburt und ich besaß nicht einmal ein Foto von ihm. Was war zwischen ihnen vorgefallen, dass sie ihn so hasste?

Ich legte mich hin und sah zum Himmel auf. Vögel flogen vorbei und tanzten in der Luft.

Als ich den letzten Zug genommen hatte, schnipste ich den Joint weg und seufzte. Jeden aufkommenden Gedanken dazu schüttelte ich ab und versuchte den Moment zu genießen.

Meine Augen fielen mir nach einer Zeit zu und ich schlief ein.

Ich wurde geweckt durch die kühle Brise, die an den Armen strich.



Es war schon dunkel.

Der Nachthimmel war klar und die Sterne gut erkennbar. Die Baumkronen raschelten umher und ich hörte von weither den Verkehr auf der Autobahn. *Wie lange hatte ich geschlafen?*, fragte ich mich und sah auf das Handy.

Es war gleich Mitternacht. Fünf verpasste Anrufe von meiner Mutter und eine Nachricht von Alex:

Ruth, wo bist du? Marie sucht schon nach dir.

Ich seufzte und setzte mich auf, sammelte meine Sachen ein und sprang vom Waggon. Aus der Tasche nahm ich einen weiteren Joint heraus und zündete ihn an. *Nicht mal Rube bekommt man.*

Die Straßenlichter führten mich aus dem Gestrüpp und ich schlenderte die Straße entlang.

Bis auf den entfernten Verkehr war es still.

Ich war allein.

Es wurde frischer und ich beeilte mich.

Als ich meine Wohnung betrat und das Licht anschaltete, blieb ich wie angewurzelt stehen.

Alles war verwüstet.

Meine Schränke standen offen, die Klamotten auf dem Boden verteilt, ebenso meine Bücher.

Hier war eingebrochen worden.

Der Laptop und der Fernseher standen noch an Ort und Stelle.

Ich legte die Tasche ab und ging in die Küche, die ebenfalls verwüstet war. Anschließend ins Bad, was im Vergleich unberührt wirkte, bis auf den ausgeräumten Schrank. Mein Puls trieb in die



Höhe und mein Körper glühte auf.

Es knallte und ich schrak auf.

Ich linste über die Türschwelle und sah ins Schlafzimmer. Die Balkontür schwankte auf und schlug wieder zu.

Ich atmete wieder auf und verschloss die Tür.

Wieso war sie überhaupt offen?

Ich dachte ernsthaft kurz darüber nach, ob man über die Balkontür in meine Wohnung kam. Doch schlug die Vermutung gleich wieder aus.

Was wollte man hier? Ich besaß nichts von Wert, bis auf die zwei Geräte.

Tränen drückten sich hoch und meine Atmung flachte ab. Um runterzukommen, setzte ich mich aufs Bett und spielte mit dem Gedanken, die Polizei zu rufen.

Als ich das Handy heraus nahm, leuchteten mir die Benachrichtigungen entgegen. *Sie hatten mich versucht anzurufen, wieso?* Ich sah auf die Uhrzeit.

Vor drei Stunden. Was war so dringend?

Da war ich schon am alten Bahnhof.

War es wegen der Versammlung?

Mein Blick schweifte durch die Wohnung.

Es fehlte nichts.

Meine Hand zitterte und ich wusste nicht, wen ich anrufen sollte. Meine Mutter? Alex? Die Polizei?

Dann sah ich zur Tür und fragte mich, wie derjenige hineingekommen war.

Es waren keine Einbruchspuren zu erkennen und ich wohnte im 6. Stock. Das Apartment war hoch genug, um über die Stadt sehen zu können. *Jemand wollte spezifisch hier rein und hatte*



Zugang dazu. Aber wer hatte noch einen Schlüssel?

Ich gab keinem meinen ... Hastig sprang ich auf und suchte nach dem Ersatzschlüssel der Wohnung.

Aber er hing noch an Ort und Stelle.

Es bestärkte nur mein Unwohlsein, was sich in den letzten Stunden nicht verbessert hatte.

Nachdem ich in der Krankenstation erwacht war, wirkten alle distanziert und sahen mich bemitleidend an. Man hatte kaum mit mir gesprochen. Nicht einmal Alex tat es.

Und jetzt das.

Ich saß mich wieder auf das Bett. Mein Körper wurde schwer und ich ließ mich rückwärts fallen. Ich starrte zur Decke und mir stiegen Tränen in die Augen. Ehe sie mir hinunterliefen, wichte ich sie fort und hätte schreien können. Ich rieb mir durch das Gesicht und ein kurzer Schmerz durchzuckte meinen Nacken.

Da war ja noch was.

Die Erinnerungen sprangen zur Mission.

Warum hatte er mich am Leben gelassen? Weil ich ihm half? Ich schüttelte den Kopf. *Da muss mehr sein.*

Ich wälzte mich zur Seite und blickte aus dem Fenster. Trotz des Trubels, der auf der Straße herrschte, war es still im Zimmer. Die Lichter, die über den Dächern leuchteten, hatten etwas Schönes an sich; etwas Beruhigendes.

~‡~

Die Tage vergingen.

Alles war beim Alten: Verwunderte versorgen und Verstorbene zur Obduktion bringen, wo sie für die Bestattung vorbereitet



wurden.

Ich fuhr den Aufzug hinunter zur passenden Etage mit einer weiteren Leiche. Die vierte des Tages.

Unten angekommen, rollte ich die Trage durch den Flur. Vanessa kam mir entgegen und seufzte: „Wie jetzt, noch eine?“ Ich nickte und brachte sie in den Vorbereitungsraum.

„Wird ja immer besser“, murmelte sie vor sich hin und legte wieder ihre Notizen auf den Tisch. Daraufhin zog sie die Lake vom Toten und blickte verwundert zu mir auf: „Wo ist der Kopf?“ Ich zuckte mit den Achseln und vermutete, dass man es eilig hatte.

„Sieht so aus“, sagte sie und testete die Leichenstarre, indem sie den Arm hochhob und ihn fallen ließ, „Und blutleer ist er auch.“ Allein bei dem Anblick drehte sich mein Magen. Seine Haut war mit Blutergüssen übersät. Den Prellungen nach zu urteilen, waren seine Rippen gebrochen. Ich hatte mir die Leiche zuvor nicht angeschaut und es hätte so bleiben sollen. Der Körper war schwer zugerichtet worden. Sein Magen war aufgerissen und die Bissspuren am Hals und an seinen Armen deuteten auf mehrere Strigoi hin. Wenigstens hatte ich mich über die Jahre an den Geruch gewöhnt. Vanessa nahm ihre Notizen und schrieb die Daten ab.

„Was ist eigentlich bei deiner letzten Mission passiert? Ich hörte, dass du aus den Missionen ausgeschlossen wurdest.“, fragte sie und lehnte sich gegen den Tisch, „Erinnerst du dich an irgendetwas?“

Ich zögerte.

Vanessa war meine Freundin, doch ich traute mich nicht, es ihr zu erzählen. Noch nicht.



Der Vorstand hatte es als Spott aufgefasst, dass man mich am Leben ließ.

Dass ich nun in der Basis blieb, war ... erleichternd.

„Nein ... außer das, was ich schon erzählt hatte“, gab ich ihr als Antwort, ging um den Tisch und wandte mich zum Gehen.

„Ruth?“

„Ja?“, ich drehte mich wieder zu ihr um und sah, wie sie zum Computer ging.

„Pass auf dich auf, okay?“ Sie blickte auf und setzte noch hinzu, „Und falls du reden möchtest, weißt du, wo du mich findest.“

Ich nickte und verließ die Obduktion. Seufzend drückte ich den Knopf und der Aufzug öffnete die Türen. Daraufhin wählte ich das 2. Untergeschoss zum Labor.

Nur noch die Papiere abgeben und ich kann gehen, dachte ich und wartete bis der Fahrstuhl hochfuhr und bei der Etage ankam.

Der Flur war leer als ich ihn betrat, ebenso der Beobachtungsraum. Durch den Einwegspiegel schien Licht, das den schlichten Raum etwas erhellte. Ich legte die Unterlagen des Verstorbenen auf den Tisch und sah hindurch. Dahinter war der Untersuchungsraum, wo Dr. Diwan, der zuständige Doktor in dieser Etage, und meine Mutter vor einer besetzten Liege standen.

Ich konnte einen abgemagerten Strigoï darauf erkennen. Sein Mund war geknebelt, sodass seine Zähne herausstachen. Sein Gesicht war verzerrt vor Schmerzen. Man injizierte ihm etwas, was für mich aussah wie das schwarze Blut. Ein Gemisch aus Strigoïblut und Silber. Doch anstatt das lähmende und zuckende Verhalten, was ich erwartet hatte, zerrte er an den Fesseln und bog vor Schmerzen seinen Rücken. Nicht einmal sein Schrei, der viel-



mehr ein leises Krächzen war, konnte das Ausdrücken, was man erblickte. Erst begann seine Haut zu qualmen und zeigte Verbrennungen zweiten Grades. Sein ganzer Körper war voller Blasen. Einige platzten auf, doch statt Eiter quoll Blut heraus. Schließlich gingen die Verbrennungen in den 3. Grad über. Seine Haut verfärbte sich von Rot ins Schwarze. Seine Fesseln schnitten in sein Fleisch und waren vollgesaugt mit Blut. Man hätte meinen können, man sähe die Knochen aufblitzen. Mein Magen protestierte. Doch ich konnte nicht wegsehen. Es erdrückte mich; als würde jemand mein Herz in Händen halten. Tränen rannen aus meinen Augen heraus. Mein Verlangen hineinzurennen und das Ganze zu stoppen wurde stärker denn je. Ich musste mich zurückhalten und hielt die Luft an, um nicht aufzuschreien bis er endlich zusammensackte.

„Die Wirkung hält noch nicht lang genug. Könnten Sie es verlängern?“, fragte meine Mutter völlig unbeeindruckt von dem, was dort auf der Liege geschah.

„Ja, daran arbeiten wir momentan. Das dient nur zur Veranschaulichung der neuen Variante des Sb-Ag15“ erklärte er, zeigte zur Tür und sie gingen beide aus dem Raum. Ich schritt hastig zum Tisch mit den Unterlagen und tat so als wäre ich gerade angekommen, wusch mir die Tränen fort und atmete tief ein.

„Ruth? Was machst du hier?“, fragte meine Mutter, woraufhin ich mich zu ihr wandte und erklärte, dass ich nur die Unterlagen vorbeibringen wollte, und fügte noch hinzu, ob ich den Strigo wieder zu den anderen bringen sollte.

„Oh nein, wir brauchen ihn nicht mehr. Bring ihn runter zu Vanessa. Sie weiß, was zu tun ist“, sagte der Doktor und ignorierte mich wieder, als sie zum Aufzug weitergingen.



Bevor ich die Tür zum Untersuchungsraum durchschritt, verwisserte ich mich, dass ich allein war und mich niemand beobachten konnte. Die Kameras waren abgestellt. *Wahrscheinlich lief dieses Projekt nicht einmal offiziell*, dachte ich. In dem Raum stank es nach verbranntem Fleisch. Die Person auf der Liege krächzte und versuchte zu sprechen: „...te mi... tö...te... mich.“ Tränen liefen an seinem Gesicht hinunter. Mein Herz klopfte mir bis zum Hals. Was sollte ich tun? Ich öffnete die Fesseln und hätte mich am Liebsten übergeben. *Die Knochen sind wirklich zu sehen*. Als Letztes löste ich vorsichtig den Knoten um seinen Mund. Jedoch verharrte seine Haut weiterhin in der Position wie sie zuvor war. Seine Zähne waren somit deutlich zu sehen. Er schloss seine Augen und wartete offensichtlich auf seinen Tod. Doch ich konnte es nicht. Stattdessen zog ich langsam seinen Kiefer vor und ließ meinen Arm sinken, sodass er mir ins Handgelenk beißen konnte und mein Blut trank. Ich presste vor Schmerzen die Zähne zusammen, um nicht aufzuschreien.

Langsam heilte sein Körper. Die Brandblasen lösten sich auf, seine Haut erneuerte sich und sein Gesicht bekam wieder Fülle. Doch gleichzeitig schwanden meine Kräfte und ich musste mich abstützen. Als ich an meinem Arm zog, zögerte er, bevor er mich losließ. Hastig umklammerte ich mein Handgelenk. Das Blut tropfte weiter zu Boden und ich suchte den Raum nach möglichen Tüchern ab. Er begann kurz zu husten, fasste sich an die Brust und setzte sich auf.

„Wieso ... hast du das getan?“, keuchte er und wischte sich das Blut aus dem Gesicht. Ich hielt inne.

„Ich kann das nicht länger mit ansehen“, sagte ich und fand einige Tücher.



„Gib mir deinen Arm“, verlangte der Strigoi und streckte seine Hand aus. Ich zögerte, ehe ich es tat. Er schnitt sich in den Finger und rieb ihn über die Wunde. Es wurde warm und kribbelte. Als er meinen Arm losließ, war die Blutung gestoppt und ließ auf meiner Haut eine Narbe zurück.

„Danke“, murmelte ich und säuberte die Stelle.

„Was jetzt?“

Dieselbe Frage stellte ich mir ebenfalls. Nach oben fahren wäre Selbstmord und zu kompliziert.

Dr. Diwan meinte, ich solle ihn hinunter zur Obduktion bringen. Dort wäre Vanessa. Womöglich kann sie mir weiterhelfen.

„Wir fahren nach unten“, entschied ich und starrte auf die Liege, „Leg dich hin. Falls uns noch jemand begegnet.“ Ich zog das Laken über ihn und schob die Liege hinaus zum Fahrstuhl. Gemeinsam fuhren wir eine Etage tiefer.

Als sich die Türen öffneten, zuckte ich zusammen.

„Oh hallo, Ruth“, begrüßte mich Nathen und blieb bei den Türen stehen, „Tut mir leid, ich wollte dich nicht erschrecken.“

„Schon okay“, räusperte ich und wollte an ihm vorbei, doch er stoppte mich.

„Schon lange nicht mehr gesehen. Wie geht es dir? Habe von deiner letzten Mission gehört.“

„Mir geht es gut“, sagte ich und setzte ein Lächeln auf. Er hielt mich weiterhin fest.

„Muss bestimmt schlimm gewesen sein. Eine so wichtige Person entweichen zu lassen“, seufzte er und in mir stieg die Wut, „Aber jedem passiert mal einen Fehler, immerhin war es nicht dein Letzter.“

Daraufhin ließ er mich los, lächelte und verabschiedete sich.



Rasch schob ich die Liege durch den Fahrstuhl und eilte zu Vanessa, die überrascht aufblickte. Ehe sie etwas sagen konnte, zog ich das Laken vom Strigoi.

„Du musst mir helfen“, warf ich ein und schloss die Tür hinter mir, „Wir müssen ihn hier rausbekommen.“

Ich hatte nicht wirklich Angst davor, was sie davon hielt. Sie hatte mich früher ebenso beschützt. Der Strigoi setzte sich erneut auf und hob sich von der Liege.

„Was hat man ihm angetan?“, fragte sie und beobachtete ihn, wie er zu der enthaupteten Leiche trat.

Ich stockte: „Sie experimentieren wieder. Es-“

„Ich würde das eher Folter nennen“, brummte der Strigoi und fuhr mit den Fingern über die Verletzungen am Bauch.

Vanessa blickte zu mir und zeigte ein fragendes Gesicht.

„Das schwarze Blut, sie testen wieder eine neue Formel“, antwortete ich knapp. Sie nickte erst, sah zu dem Strigoi und schaute wieder zu mir, irritiert.

„Ich gab ihm Blut ... Meines“, sagte ich kleinlaut.

„Dein Ernst? Du-“, zischte sie erst, aber atmete kurz durch.

„Gut ... Ruth, ich werde mich darum kümmern. Ich muss die Särge selbst zum Bestatter fahren, dann kann ich ihn hier rauschaffen“, meinte sie, „Und wir beide reden später.“

Ich schluckte und nickte, bedankte und wandte mich schließlich zum Gehen.

Mit dem Aufzug fuhr ich wieder hoch zum Labor.

Ich putzte kurz über den Boden, verwischte all das Dunkelrote von den Fliesen ab und verließ anschließend den Raum.

Oben im Erdgeschoss des Krankenhauses angekommen, waren noch viele Ärzte und Krankenschwestern auf den Fluren, trotz



der Uhrzeit, die bald Mitternacht anschlug.

Im Gemeinschaftszentrum sah ich Alex am Brunnen sitzend mit den anderen aus dem Team. Er linste kurz zu mir rüber, doch ignorierte mich gleich wieder. Es machte mich stutzig, wieso er sich so zurückzog. Auch wenn ich ihn fragte, was los sei, gab es keine andere Antwort als: nichts.

Ich ging an ihnen vorbei in Richtung Ausgang, wo ich mich abmeldete und aus dem Gebäude trat.

~‡~

Man stellte mich für einige Tage frei.

Ich war erst verwirrt, aber hinterfragte es nicht und ich genoss die Zeit der Ruhe.

Vanessa besuchte mich und erzählte mir, wie die restliche Nacht verlief, wie sie den Strigoi außer Reichweite der V.H.O. schaffte.

„Danke nochmals“, sagte ich zu ihr, während ich ihr eine Tasse Tee auf den Tisch stellte und mich ebenfalls hinsetzte.

„Hauptsache dir geht es gut.“

„Ja, es ... ist alles in Ordnung“, versicherte ich ihr und nippte an meiner Tasse. Sie wärmte meine Finger, die seit Tagen ständig kalt waren.

„Du solltest wirklich aufpassen, mit dem, was du tust. Sie beobachten sowohl dich als auch mich. Vor allem Dr. Diwan“, merkte sie an und zog ihre Beine hoch.

„Sie beobachten uns? Wieso?“

Sie zögerte und korrigierte sich: „Sie beobachten hauptsächlich dich.“



Ich runzelte die Stirn und begann mit dem Bein zu wackeln.

„Mich? Wegen was?“

Sie stellte die Tasse ab und beugte sich vor.

„Ruth? Was ist bei der Mission passiert?“

Ich blickte zu meinem Tee.

Mir wurde mulmig und sie begann zu drängen.

„Man ... gab uns den Befehl, einen Strigoi zu verfolgen und ihn zur Basis zu bringen, tot oder lebendig spielte keine Rolle. Zumindest für die anderen.“

„Ja, weiter.“

„Ich fand ihn als Erstes. In einer alten Hütte. Er war verletzt und ich hab- Ich hab ihm geholfen, seine Wunden versorgt und er hat mich ... er hat mich am Leben gelassen“, bei den letzten Worten brach mir beinahe die Stimme ab und ich trank hastig den Tee weiter.

„Wie viel hat er von dir getrunken?“

Ich stockte und war überrascht über die Frage.

„So viel, dass ich ohnmächtig wurde.“

„Und er hat aufgehört?“

„Ja. Worauf willst du hinaus?“

Sie blieb still und dachte nach.

„Vanessa?“

Allmählich klopfte mein Herz schneller, als mir lieb war.

Sie blickte auf und entschuldigte sich.

„Es ist ... ungewöhnlich. Sie lassen dann niemanden am Leben ... Ich denke, der Vorstand glaubt, dass du ... mit ihm zusammenarbeitest.“

„Was?“

Sie hakte nach: „Weiß jemand, dass du ihm geholfen hast?“



Ich schüttelte den Kopf.

„Weißt du, wer er war? Was ihn so besonders macht?“

Erneut verneinte ich.

„Und was hast du Marie erzählt?“

Ich seufzte und erzählte ihr, was in der Krankenstation geschah.

Vanessa zog die Brauen hoch und fluchte.

„Ruth, das- Das hier ist etwas anderes als Blutbeutel zu stehlen und es den Gefangenen zu geben“, warnte sie mich, „Du solltest ... aufpassen was du jetzt tust.“

Ich rieb mir durch das Gesicht und fuhr mir über die Haare:
„Kein Wunder ... Allein, dass Alex mir aus dem Weg geht -“

„Und das stört dich?“

Ich lachte und blickte auf.

„Ich dachte, die Annäherungsversuche von Alex wären dir unangenehm?“, wollte sie sich vergewissern und lehnte sich zurück.

„Ja sind sie auch“, murmelte ich und starrte in meine Tasse,
„Und was mache ich jetzt?“

Sie legte ihre Hände um meine und sprach mir zu: „Mache ganz normal deine Arbeit. Keine Ausreißer ... Vielleicht beruhigt sich alles.“

„Ich weiß es nicht. Ich hoffe“, murmelte ich und sah zu Uhr hoch, „Wann musstest du wieder los?“

Ich konnte mich vage erinnern, dass sie sagte, sie müsse um halb 12 zurück zur Organisation. Sie tat es mir nach und hätte sich beinahe verschluckt.

„Verdammt! Ich muss los“, zischte sie, trank ihren Tee aus und bedankte sich. Ehe sie meine Wohnung verließ, umarmte sie



mich.

Schließlich zog ich mich ebenfalls um und fuhr mit dem Aufzug hinunter zum Eingangsbereich. Die Mittagssonne schien durch die Fenster. Bis auf meine Nachbarin, die ihre Post abholte und einem Lieferanten, der Pakete von seinem Transporter nahm und sie in den Flur abstellte, war er leer.

Ich eilte zum Hauptbahnhof und erreichte noch rechtzeitig den Zug, der mich in die nächste Stadt brachte.

Im Zentrum angekommen, fand ich mich in der Menschenmenge wieder. Der Markt wurde eröffnet und der Geruch von frischen Lebensmitteln hatte sich verteilt. Ich drängte mich hindurch, bis ich wieder an die Hauptstraße gelangte. Das V.H.O. Gebäude war weiter südlich der Stadt und sah von außen aus, wie eine Universität, schwer zu übersehen. Es stammte aus dem 19. Jhd. und war an einigen Stellen verziert. Dennoch stellte niemand Fragen. Wenn, glaubten viele, es sei für eine Militär- oder Polizeiausbildung.

Die Menge verdünnte sich und die Straßen wurden ruhiger. Erst da merkte ich, wie mich ein kräftiger Mann anstarrte, der aussah, als würde er gerade einen Job als Türsteher absolvieren. Ich blieb kurz stehen und hielt seinem Blick stand. *Warum starrt er so?*

Mein Weg führte eigentlich in diese Richtung. In meinem Kopf ging ich andere Routen zum V.H.O. Gebäude durch und entschied mich für einen Umweg.

Schließlich wandte ich mich wieder zum Gehen und eilte über die Straße. Daraufhin linste ich über die Schulter und sah, wie er mir folgte.



Ich eilte die Nebenstraße hinunter und bog um die nächste Ecke. Jedoch blieb ich abrupt stehen, als jemand, der genauso gekleidet war wie mein Verfolger, vor mir stand.

Ein Transporter fuhr vor und ich wich zurück. Schließlich stieß ich gegen jemanden und wehrte seine Griffe ab, schlug ihm ins Gesicht und er taumelte zu Boden.

Ein Stück Stoff wurde über meinen Mund gespannt und ich spürte, wie man mir etwas injizierte.

Vom einen Moment auf den nächsten wurde mir schwarz vor Augen.

Der Geruch von Abfällen weckte mich. In meinem Kopf hämmerte es. Das Licht blendete mich beim ersten Blinzeln. Allmählich erkannte ich die Umrisse einer Gestalt. Genauer gesagt, einer Frau, die in Schwarz gekleidet vor mir stand. Als ich meine Arme heben wollte, blockierte mich etwas. Ich sah hinunter und erkannte die Fesseln, die mich an einen Stuhl banden.

„Schön, du bist wach“, sagte sie und nickte jemanden zu. Ich sah in die Richtung und bemerkte eine weitere Person im Schatten, die etwas zu uns schob. Im Licht sah es aus, wie ein Instrumententisch mit Werkzeugen ausgestattet. *Wo zum Fick bin ich hier?* Die bloße Ahnung, was sie mit den Instrumenten vorhatte und die Tatsache, dass ich gefesselt an einem Stuhl saß, ließ mein Puls in die Höhe treiben. Ich begann an meinen Fesseln zu zerren, doch es brachte nichts.

„Oh, keine Angst, ich werde sie nicht verwenden, wenn ich es nicht muss. Du musst nur ein paar Fragen beantworten, dann wären wir hier fertig und du kannst wieder nach Hause. Wie wäre das?“



„Was? Wer sind Sie? Warum bin ich ange-“

Man schlug mir ins Gesicht, sodass ich still wurde.

„Wie wäre es, wenn wir einfach mal anfangen?“, riet sie mit sanfter Stimme an, nahm sich eines der kleineren Messer und ging vor mir in die Hocke.

„Fangen wir mit etwas Einfachen an. Für wen spionierst du?“

„Was?“

Sie grinste und ergriff meine Hand, wählte einen meiner Finger und legte das Messer direkt unter den Nagel.

„Ich frage dich noch einmal. Für wen spionierst du?“

„Warte, was ... was soll das?“

Sie seufzte und begann langsam die Klinge in mein Fleisch zu bohren. Ich schrie auf und versuchte, meine Hand wegzureißen. Der stechende Schmerz brannte höllisch und hörte nicht auf, als sie das Messer herauszog. Mein Finger begann zu pochen und heiß zu werden. Das Blut floss über meine Fingerkuppe und tropfte zu Boden. Sie fragte mich erneut, doch konnte ihr keine Antwort geben: „Ich habe keine Ahnung, wovon du redest!“

Daraufhin nahm sie sich den Nächsten und stach wieder zu. Meine Finger fühlten sich taub an. Über meine Wangen rannen die Tränen, doch in mir kochte die Wut.

„Hartnäckiger als ich dachte.“

Ich hatte meinen Kopf gesenkt und versuchte mich zu beruhigen.

Mit einem Ruck kippte jemand den Stuhl nach hinten. Mein Kopf knallte gegen die Lehne; und die Frau stellte sich neben mich hin.

„Versuchen wir etwas anderes“, sagte sie und legte ein Tuch über mein Gesicht, „Für wen sammelst du Informationen?“